

# Das

BÉRENGÈRE COURNOT

# Lied

ROMAN

# der

# Arktis



ullstein



BÉRENGÈRE Cournut, 1979 in Paris geboren, ist Übersetzerin und Bestsellerautorin. Für *Das Lied der Arktis* hat sie sich sieben Jahre lang intensiv mit der Lebensweise und den Geschichten der Inuit beschäftigt.

Bérengère Cournut

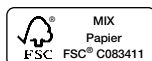
# Das Lied der Arktis

Roman

Aus dem Französischen  
von Stefanie Jacobs

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch  
1. Auflage Dezember 2021  
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,  
Berlin 2020  
© Le Tripode, 2019  
Titel der französischen Originalausgabe: *De pierre et d'os*,  
Le Tripode, 2019  
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einer  
Vorlage von Cornelia Niere, München  
Titelabbildung: Eisberg: © Russell Millner/Alamy Stock Photo;  
Mädchen: © cat vinton/gallerystock  
Satz: LVD GmbH, Berlin  
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-548-06487-1

*Für François, Émile und Philémon, die stets um  
mich herum waren, als ich dieses Buch schrieb –  
es soll ganz ihnen gehören.*



## *Vorbemerkung*

Die Inuit sind die Nachfahren eines nomadischen Jägervolks und leben seit tausend Jahren in der Arktis. Bis vor Kurzem bildeten ihre Lebensgrundlage allein die Tiere, die sie jagten, die Steine, die der gefrorene Boden freigab, und die Pflanzen und Beeren, die im Licht der Mitternachtssonne wuchsen. Sie teilen sich ihr weites Reich mit verschiedenen, zumeist wandernden Tierarten, aber auch mit den Geistern und den Elementen. Ihr Universum ist das Wasser in all seinen Formen, und der Wind, der zu ihren Ohren eindringt, verlässt ihre Kehlen als rauer Atem. Für jeden Anlass haben sie Gesänge, manchmal begleitet von den Trommeln der Schamanen.





ERSTER THEIL

*UQSURALIK*



## I

Es ist der dritte Mond, seit die Sonne hinterm Horizont verschwunden ist – und das erste Mal in meinem Leben, dass ich solche Bauchschmerzen habe. Ich löse mich von den warmen Körpern meiner Schwester und meines Bruders, krieche unter den Fellen hervor, mit denen wir zugedeckt sind, und steige von der Eisplattform.

Meine Familie sieht unter ihrer Kuppel aus wie ein großes zusammengerolltes Tier. Normalerweise folgt mein nächtlicher Atem wie der aller anderen dem Schnauben meines Vaters, doch heute Nacht zerreißt mich der Schmerz und treibt mich hinaus. Eine Hose anziehen, Stiefel und eine Jacke, aus dem Schneehaus ins Freie schlüpfen.

Die eisige Luft, die durch meine Lungen strömt, läuft meine Wirbelsäule hinab und lindert das Brennen meiner Eingeweide. Über mir ist die Nacht vollkommen klar. Der Mond blitzt wie zwei aneinandergelegte Halbkreismesser, die Kanten ebenso scharf. Ringsherum leuchten Heerscharen von Sternen.

Im schwachen, bläulichen Licht, das vom Himmel fällt, sehe ich unter mir eine zähe dunkle Flüssigkeit. Mit der Nase nähere ich mich dem Schnee: Es sieht aus, als hätte mein Bauch Blut und Vogellebern ausgespuckt. Was ist das bloß?

Über die Lache gebeugt, habe ich gar nicht bemerkt, wie es in der Ferne zu grollen begann. Als ich das Vibrieren in den Beinen spüre, ist es schon zu spät: Nur wenige Meter neben mir tut sich im Packeis ein Riss auf. Das Iglu ist auf der anderen Seite, ebenso wie der Schlitten und die Hunde. Ich könnte schreien, aber das würde nichts nützen.

Von dem ohrenbetäubenden Krachen ist auch mein Vater aufgewacht, er steht mit nacktem Oberkörper vor unserem Haus. Er greift sich an die Brust, nimmt das Lederband mit dem Bärenzahn ab und wirft es mir zu. Außerdem ein schweres Paket, das dumpf vor mir aufschlägt. Es ist ein zusammengerolltes Fell. Die Harpune, die mit darin steckte, ist unter seinem Gewicht zerbrochen. Den Schaft bekomme ich noch zu fassen, die andere Hälfte rutscht in die Eissuppe ab. Mit einem seltsamen Geräusch, wie ein Fisch, der an die Wasseroberfläche kommt, versinkt der Pfeil langsam darin.

Neben meinem Vater zeichnet sich jetzt die Silhouette meiner Mutter ab. Aus dem Iglutunnel kommen auch meine Schwester und mein Bruder, einer nach dem anderen. Niemand sagt etwas. Bald wird aus dem Spalt eine breite Rinne, und aus dem dunklen Wasser steigt Nebel auf. Allmählich verschwindet meine Familie im Dunst. Das Bärengebrüll meines Vaters dringt zu mir herüber, aber aus immer weiterer Entfernung – bis es plötzlich ganz verstummt. Eine düstere Stille umfängt mich und lässt mich eiskalt erstarren.

Bevor der Nebel alles einhüllt, hebe ich das Amulett auf und lege es mir um den Hals. Ein paar Schritte vor mir liegt das zusammengerollte Fell – es ist ein Bärenfell. Zum Glück steckt in meiner Jackentasche noch mein *Ulu*. Mit dem Elfenbeingriff des Messers löse ich die verknoteten Riemen. Die Harpune wird mir schmerzlich fehlen. Mein Vater muss sehr aufgewühlt gewesen sein, dass ihm dieser Wurf so daneben ging.

Aus der Eisspalte steigt jetzt immer dichter Nebel auf. Der Mond ist nur noch ein verschwommener heller Fleck. Ich muss mich nach Gehör orientieren, mich auf diese Weise von dem Wasser und den Eisschollen fernhalten. Mit dem Schaft der Harpune taste ich mich vorsichtig übers Eis, um nicht einzubrechen.

Auf einmal höre ich eine Art Knirschen. Ich fürchte, das Packeis könnte noch einmal brechen, lege mich flach auf den Boden und lausche. Falls sich unter mir ein Riss bildet, ist er nicht sofort so breit wie meine gespreizten Arme und Beine. Merkwürdig – das Geräusch hält an und kommt aus nur einer Richtung. Es wirkt fast so, als würde sich irgendwo etwas regen. Knurren, Atmen, Scharren. Mir schnürt sich das Herz zusammen: Verfolgt mich etwa ein Geist? Ist der Spalt das Werk von Torngarsuk? Was, wenn dieses unheilvolle Wesen mit seinem riesigen Arm nach mir ausholt, um mich wie eine Mücke zu erschlagen? Ich weiß, es ist lächerlich, aber ich ziehe mir das Bärenfell über den Kopf und warte darunter ab, was als Nächstes geschieht.

Nicht weit von mir erhebt sich der Schnee wie eine Welle. Vor Schreck läuft es mir kalt den Rücken hinunter, dann mache ich einen Freudensprung: Es ist Ikasuk, die beste Hündin meines Vaters! Sie geht vor mir auf die Hinterbeine.

Offenbar hat sie sich dort zusammen mit vier jungen Rüden unter einem Schneehügel vergraben, als das Packeis brach. Sie bellen. In der Ferne antwortet der Rest der Meute, aber schon bald übertönt der Wind ihre geisterhaften Stimmen. Ich bin allein – mit fünf Hunden, die gerade aus dem Nichts aufgetaucht sind.

Ich richte mich wieder auf und beobachte die jungen Rüden. Sie sind unbändig, würden am liebsten ins Wasser springen. Ruhig und ohne ein Wort nähere ich mich ihnen. Sie beobachten mich arglistig. Wie es aussieht, glauben sie, ich wäre hierfür verantwortlich, ich hätte Schuld an dieser Situation. Ich gehe auf sie zu, um ihnen die Stirn zu bieten.

Plötzlich springt mich einer von ihnen an. Um ihm auszuweichen, werfe ich mich auf einen Schneehaufen. Die anderen stehen mit hochgezogenen Lefzen da und knurren bedrohlich. Der Erste hat die Stelle erreicht, an der ich stand, als das Packeis brach. Er leckt das geronnene Blut auf, das mir aus dem Bauch gelaufen ist.

Die anderen drei Rüden beobachten mich jetzt wie ein Beutetier. Ich springe auf und rufe Ikasuk. Mit einem Satz ist die Hündin zwischen ihnen und mir. Der erste Rüde, noch immer auf der anderen Seite, springt mir in den Rücken. Blitzschnell dreht sich Ikasuk um. Es gibt Gekläffe und Geknurre, Zähne schnappen. Auf einmal ein gellendes Jaulen: Die Hündin hat ihren Gegner an der Kehle geschnappt, frisches Blut tropft in den Schnee. Ohne ihren Biss zu lockern, sieht sie die anderen scharf an. Sie hat hier das Sagen und ist bereit, mich zu verteidigen. Augenblicklich geben die Rüden klein bei. Sie sehen sie an, als hätten sie sich bloß vergnügt um einen Knochen gebalgt.

Der Nebel lichtet sich nicht, ich muss weg vom schwarzen Wasser. Ich nehme das Bärenfell in beide Arme und gehe, wie ich hoffe, von der Eiskante weg. Der Nebel ist so dicht, dass ich, ohne es zu merken, innerhalb weniger Schritte den Kurs ändern könnte. Die Hunde folgen mir leichtfüßig. Ich behalte sie stets im Auge und passe auf, dass Ikasuk immer zwischen den jungen Rüden und mir ist.

Mit einem Mal verzieht sich die Wolke, die das Meer zwischen seinen eisigen Lippen hervorgespuckt hat. Plötzlich sehe ich wieder das bläuliche Mondlicht, und vor mir liegt das Packeis. Überall sind scharfe Eiskämme und unüberwindliche Blöcke. Wenn ich überleben will, muss ich auf festen Boden kommen, zu einem der Berge in der Ferne. Ich hoffe nur, dass mir kein weiterer Riss den Weg abschneidet und dass der Mond lange genug am Himmel bleibt, um mir den Weg zu leuchten. Ich muss weitergehen, solange er noch scheint, darf mich nicht umdrehen.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist, als ich schließlich nicht weiter kann und mich ausruhen muss. Ich suche mir eine Erhebung, die hoch genug ist, um mich vor Wind zu schützen. Der Mond ist hinterm Horizont verschwunden, aber dank der Sterne ist der Himmel noch immer hell. Ich denke an nichts – vor allem nicht an meine Familie und auch nicht an das Winterlager, das wir hinter uns gelassen haben. Ich denke nicht daran, wie viele Hindernisse zwischen mir und dem Ufer, zwischen mir und anderen Menschen liegen.

Als ich in der Tasche meiner Fellhose wühle, finde ich etwas rohes Fleisch und ein paar Bröckchen Fett. Mein Vater hat sie mir gestern gegeben, bevor wir zur Jagd aufgebrochen sind. Ich schiebe diese Erinnerung mit aller Kraft beiseite und esse ein winziges Stück gefrorenes Fleisch. Die Hunde lassen



mich nicht aus den Augen. Sie sind es gewohnt, dass Sie nach meinem Vater und mir essen. Aber wir sind nicht auf der Jagd, deshalb bekommen sie erst einmal nichts.

Ich muss für eine Weile eingenickt sein, während ich den Himmel beobachtet habe; Ikasuks Schnauze an meinem Bein lässt mich hochschrecken. Ich darf jetzt nicht schlafen. Die Hunde schnüffeln an meiner Hose, die nach Fleisch riecht. Ich rolle das Bärenfell zusammen und mache mich wieder auf den Weg, ohne ihnen etwas abzugeben. Die Berge liegen in weiter Ferne, eine dunkelblaue Linie am Horizont.

So marschiere ich drei Tage im Licht der Gestirne durch die Kälte. Die Hunde müssen sich kaum anstrengen, also füttere ich sie auch nicht. Mit Ausnahme von Ikasuk, der ich am zweiten Tag ein kleines Stückchen Fett gegeben habe. Daraufhin gab es ein Gerangel, bei dem sie ein weiteres Mal gezeigt hat, dass sie die Anführerin des Rudels ist. Genau darum ging es mir. Von dieser Ungerechtigkeit angestachelt, rannten die jungen Rüden los, um zu jagen. Ich weiß nicht, wie weit sie draußen waren, aber als sie zurückkehrten, hatten sie getrocknetes Blut an den Lippen und weiße Fellbüschel auf der Schnauze. Vielleicht von einem Polarfuchs oder Schneehasen, der sich aufs Packeis verirrt hat. Wir sind also nicht so weit vom Festland entfernt.

Ich folge ihrer Spur und erkenne in der Ferne schließlich etwas, das im Frühjahr oder im Sommer wieder eine Insel sein wird. Das Relief wirkt von Weitem sanfter und weitläufiger als das Packeis. Da, die Silhouette eines *Inukshuk* – ein Steinhäufen in der tröstlichen Form eines Menschen. Hier hatten einst Menschen ihr Lager.

Als ich die Insel erreiche, verdichtet sich die Schwärze um mich herum. Meine Schritte auf dem Eis klingen jetzt dumpfer, deshalb weiß ich, dass ich endlich auf festem Grund bin. Ich ruhe mich einen Moment in meinem Bärenfell aus. Und sage mir, dass es das letzte Mal ist: Entweder ich finde für die nächste Rast einen Unterschlupf oder ich erfriere hier, an diesem Ufer. Ich bin jetzt seit drei Tagen auf den Beinen, mein Körper besteht nur noch aus Schmerzen und Hunger. Ich habe mich gezwungen, an nichts zu denken, und so die Kraft gefunden, bis zu dieser Insel zu gehen. Doch jetzt, wo ich hier bin, wird mir klar, wie mutterseelenallein ich bin. Es gibt nicht mehr viel, was mich am Leben hält. Ich bin zu

jung, als dass ich schon einem Geist begegnet sein könnte,  
der die Macht hätte, mich zu retten. Ikasuk, die bei mir liegt,  
ist mein einziger Schutz vor dem Tod – und sie ist bloß eine  
Hündin.

Am Morgen sehe ich mich eingehüllt in mein Bärenfell im schwachen Licht der Dämmerung auf der Insel um. Sie ist klein. Eine von denen, auf die man im Sommer die Hunde bringt, wenn man sie nicht braucht. Unter einem Stein ragen aus dem Eis zwei Rippen und ein Oberschenkelknochen hervor; offenbar ist einer von ihnen letzten Sommer hier gestorben. Ich befreie das Skelett und löse ein paar Knochen heraus. Der erste ist für Ikasuk und der zweite, den ich auf dem Stein einmal durchbreche, für mich. Die anderen stecke ich in die Tasche. Die kann ich vielleicht noch benutzen, später.

Ein Stück weiter an einem Felsbrocken liegt, halb im Schnee vergraben, eine Pfeilspitze aus Elfenbein. Ramponiert und stumpf, aber noch zu gebrauchen. Wer hat die wohl hier zurückgelassen? Ich grabe ringsherum noch weiter und finde ein eingestürztes Zelt aus Häuten. Es ist gefroren, hart wie Stein, und für mich nutzlos. Ich muss mir selbst einen Unterschlupf bauen.

Ich binde die Pfeilspitze an den Schaft der Harpune und beginne, damit Blöcke aus dem Schnee zu schneiden. Das ist sehr viel mühsamer als mit einem langen, flachen Messer. Als ich die Blöcke aufeinanderstapele, finden sie keinen Halt. Die Spirale ist ungleichmäßig. Am liebsten würde ich losheulen, aber was würde das bringen? Also mache ich weiter, die Hände trotz der Fäustlinge steif gefroren. Endlich kommen die Platten mehr schlecht als recht über meinem Kopf zusammen, sodass sie Wind und Kälte abhalten. Kraftlos sinke ich darunter zusammen. Ikasuk, die bei mir in der Grube geblieben ist, schmiegt sich an mich, und wir schlafen von allen Seiten geschützt in unserem Iglu ein.

Als ich aufwache, sickert Licht durch die Fugen zwischen den Schneeblöcken. Das kann nicht die Sonne sein, so hoch steht sie um diese Jahreszeit nicht. Im Westen muss der Mond aufgegangen sein. Draußen heulen die Hunde. Ich stecke mir das letzte Stück gefrorenes Fleisch in den Mund, lutsche das Fett ab und spucke die Fasern wieder aus, für später. Ikasuk gebe ich ein Stück Knorpel. Die anderen Hunde riechen es, bellen und kratzen von außen an den Igluwänden. Geschwächt wie ich bin, traue ich mich nicht, ihnen entgegentreten. Am liebsten würde ich warten, bis sie weg sind, aber jetzt zeigt auch Ikasuk erste Anzeichen von Nervosität. Mit angelegten Ohren sieht sie mich an und knurrt.

Also nehme ich mir meinen selbst gebauten Speer und schlage damit gegen die Wand des Iglus. Schließlich gibt einer der Schneeblöcke nach, und Ikasuk stürmt durch das Loch nach draußen. Sofort stürzt sich einer der jungen Rüden auf sie. Ohne zu zögern, schieße auch ich hinaus und stoße mit aller Kraft den Speer nach ihm, direkt in die Rippen. Einmal komplett durchbohrt, liegt der junge Rüde ein paar Sekunden röchelnd im Schnee, dann tut er seinen letzten Atemzug. Die anderen drei bellen und sehen mich mit gesenkten Köpfen böse an – aber sie bleiben auf Abstand.

Ich nehme den noch warmen Hund mit ins Iglu, setze die Tür wieder ein und beginne, ihn zu zerlegen. Sein Fleisch ist widerlich, aber das lauwarne Blut bringt auch meines wieder zum Pulsieren. Ich spüre, wie es durch meine Arme strömt, die noch zittern von dem, was sie gerade getan haben, und wie es schließlich meine eiskalten Hände erreicht. Mein Körper und mein Geist erwachen zum Leben, und mit dem Halbmondmesser, meinem kostbaren *Ulu*, schneide ich so viele gute Stücke heraus, wie ich nur kann. Ich binde sie mit einem kurzen Riemen zusammen und vergrabe sie in einem Loch, direkt im Eis. Nachdem ich auch die Knochen ver-

staut habe, gehe ich noch einmal hinaus und werfe den Hunden die Reste hin. Nach ein paar Sekunden ist alles vertilgt. So als wären es nie vier junge Rüden gewesen – immer nur drei.

Ich weiß, dass mich das Hundefleisch nicht lange am Leben halten wird. Und dass die anderen, ausgehungert wie sie sind, mir keine Atempause lassen werden. Mit ihnen jagen, von ihnen lernen oder von ihnen getötet werden – eine andere Wahl bleibt mir nicht. Also gehe ich wieder nach draußen, über dem Kopf mein Bärenfell und in der Hand meinen Speer. Die Hunde, fürs Erste gesättigt vom Fleisch ihres Artgenossen, folgen mir brav und beinahe respektvoll.

Ich war schon ein paar Mal allein auf der Jagd. Aber mit brauchbaren Waffen, die mein Vater passend für meine Hände angefertigt hatte. Jetzt habe ich bloß einen norddürftig zusammengebastelten Speer, dessen Spitze beim kleinsten Stoß abbrechen wird. Es wird schwierig, damit irgendetwas zu erlegen. Meine Überlebenschancen stehen besser, wenn ich den Hunden ihre Beute streitig mache und einen Teil davon für mich beanspruche. Dazu muss ich Ikasuks Platz als Rudelführerin einnehmen. Darf die Hündin nicht mehr vorangehen lassen. Muss mich den jungen Rüden gegenüber durchsetzen. Sie jedes Mal anbrüllen, wenn sie sich mir nähern, und wenn nötig, die Zähne fletschen.

Wir gehen am Ufer entlang. In der Ferne entdecke ich einen Polarfuchs, der sich aufs Packeis gewagt hat. Ich hetze die Hunde auf ihn, aber er hat zu viel Vorsprung: Er macht kehrt und flüchtet auf die Insel. Für den Moment ist er uns entwischt, aber ich habe gesehen, wo er sich in etwa versteckt hat.

Seine Spur führt zu einem Loch unter einem Stein, der wiederum unter einer dicken Decke aus Eis und Schnee verborgen ist. Man bekommt kaum den Arm hinein – und der Fuchs ist sicher noch viel tiefer unten. Weder ich noch die Hunde kriegen ihn jetzt dort heraus. Ich schicke sie in der

Umgebung jagen und halte derweil um mich herum nach weiteren Spuren Ausschau. Wo es Füchse gibt, sind meistens auch andere Räuber oder kleine Tiere nicht weit, die für mich leichter zu jagen sind.

Als ich den Steinbrocken umrunde, entdecke ich ein Stück weiter einen anderen Stein, dieser etwas flacher. Er hat Ähnlichkeit mit den Steinplatten, unter denen man Nahrung lagert. Dass auf dieser Insel ein *Inukshuk* steht, ist ein Zeichen dafür, dass hier schon Jäger waren. Vielleicht liegt ja noch irgendetwas Essbares darunter?

Ich rufe die Hunde zu mir. An der Steinplatte angekommen, schnüffeln sie, wedeln mit dem Schwanz und knurren – dann laufen sie weg. Kurz darauf kehren sie zurück. »Los, sucht, sucht weiter!« Ikasuk bellt, die anderen sind unentschlossen, nervös. Wenn ich ein Geschirr hätte, würde ich versuchen, sie den Stein anheben zu lassen, aber so scheuchen die Hunde nur drei Lemminge auf – für jeden nur ein Hap-pen.

### ***LIED DES VATERS***

*Aya, aya!*  
*Die Nacht brach herein*  
*Nach Tagen auf den Beinen*  
*Das Packeis brach entzwei*

*Aya, aya!*  
*Ich hatte eine Tochter*  
*Das Wasser riss den Schlund auf*  
*Und trug mich von ihr fort*

*Ganz allein ist sie nun*  
*Mit dem Zahn eines Bären*  
*Und ein paar Hunden*



*Ich höre nicht mehr ihren Schritt  
Sehe nicht mehr ihre Runden*

*Heute Morgen sprach das Packeis zu mir  
Bald, schon bald erwacht der Tag  
Und in einem Lager für die Nacht  
Findet sie jemanden zum Sprechen  
Und wird all das vergessen*

*Derweil warten wir  
Wir warten und bleiben ihr Vater  
Bleiben ihre Mutter  
Ihre Schwester und ihr Bruder  
Aya, aya!*

*Wir werden uns später wiedersehen  
Eines Tages tief unten im Meer  
Im Reich der Göttin Sedna  
Aya, aya*

An den Tagen darauf gehe ich oft zurück zu dem flachen Stein. Endlich gelingt es den Hunden, den Fuchs zu überlisten, und ich schaffe es, ihnen genügend Fleisch abzunehmen, um den Knoten in meiner Speiseröhre zu lösen und meinen krampfenden Magen zu täuschen. Sogar ein Stück Haut kann ich vor ihren Fangzähnen retten, um damit meine Handschuhe auszubessern, die ich beim Scharren über das Eis zerschunden habe. Irgendetwas verbirgt sich darunter, da bin ich mir ganz sicher. Nach und nach höhle ich den Schnee aus, kratze eine Rinne ins Eis und lege kleine Spalten und Löcher frei. Irgendetwas ruft nach mir. Am Ende werde ich es finden.

Mein Speer ist kaputt. Aber ich trauere ihm nicht nach; der Schaft war gespalten, und die Spitze taugte zu nichts. Mit den Überresten kann ich jetzt weiterbohren und -graben ... Und wenn schließlich nur noch kleine Splitter übrig bleiben, werde ich damit den Stein abschaben, um noch weiter vorzudringen.

Wenn ich nicht gerade im Eis kratze oder mir von den Hunden meinen Anteil an ihren mageren Fängen erstreite – gestern ein Polarhase, heute ein Schneehuhn –, ruhe ich mich im Iglu aus. Ich versuche, die Anzahl der Tage nicht aus dem Blick zu verlieren, und markiere jeden Sonnenaufgang mit einer kleinen Kerbe in meinem Bärenfell.

Auch an diesem Morgen liege ich bei Tagesanbruch im Schnee. Drüben im Osten kämpfen sich mühsam ein paar Sonnenstrahlen über den Horizont, aber ich habe keinen Blick dafür: Ich stecke mit beiden Armen in dem Spalt und versuche, den Graben entlang des Steins zu verbreitern.

Den Kopf in der Dunkelheit, höre ich auf einmal seltsame Geräusche. Es klingt, als kämen sie aus einem Maul, aus Nasenlöchern. Einatmen, ausatmen, schnauben. Ich hebe den Kopf. Bestimmt ist irgendwo in der Nähe ein Walross oder eine Robbe, aber als ich nachsehe, ist da nichts, nur das Packeis. Die Geräusche kommen von unten.

Ich drücke das Ohr an die Steinplatte und hämmere mit den Fäusten dagegen. Als Antwort kommt ein wildes Kratzen – da unten ist also tatsächlich jemand. Eine so schwere Steinplatte kann nur ein Riese derart in Schwingung versetzen. Um ihm zu zeigen, dass ich verstanden habe und dass er aufhören kann, sich die Finger zu zerschneiden, imitiere auch ich die Geräusche einer Robbe, so wie ein Jäger auf dem Eis. Das Kratzen hört auf, und kurz darauf erhebt sich ein grauerregender Gesang, der mir in den Ohren schmerzt.

### ***LIED DES RIESEN – I***

*Ei! Ei!*

*Hast du mich also gefunden*

*Der Stein ist mein Bauch*

*Der Stein ist meine Schulter*

*Meine Beine und mein Rücken auch*